

Deutschland ist bunter geworden: binationale Paare und ihre Familien

Beck-Gernsheim, Elisabeth

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Beck-Gernsheim, E. (2001). Deutschland ist bunter geworden: binationale Paare und ihre Familien. *Zeitschrift für Familienforschung*, 13(2), 74-79. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-290966>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Diskussionsbeiträge zum Thema Pluralisierung

Elisabeth Beck-Gernsheim

Deutschland ist bunter geworden – binationale Paare und ihre Familien

Pluralisierung, Individualisierung, Polarisierung – das sind die Stichworte, in denen sich die deutsche Diskussion um Familie immer wieder bewegt, und dies schon seit Jahren. Dabei wirken die Positionen wie festgezurrte: Wo die einen einen grundlegenden Wandel der Lebensformen erkennen, sehen die anderen Kontinuität, vertraute Muster, bestenfalls kleinere Variationen im großen gleichbleibenden Rahmen. Man kennt die Namen der einschlägigen Autoren und Autorinnen, man weiß, wo sie stehen – „Pro“ oder „Contra“ –, und man weiß nicht zuletzt, worum sie streiten. Denn zuallermeist sind es dieselben Entwicklungen, auf die die Kontrahenten der verschiedenen Lager blicken, nur dass sie sie eben vor dem Hintergrund divergierender Interpretationsrahmen deuten. Heiratsziffern, Scheidungsziffern, Geburtenzahlen, oder mehr feinkörnig: Daten über Singles, nichteheliche Lebensgemeinschaften, Living-apart-together, nichteheliche Geburten, alleinerziehende Eltern, Studien über Generationenbeziehungen und Geschlechterverhältnisse – das ist der Stoff, aus dem die Debatten um Pluralisierung, Individualisierung, Polarisierung gemacht sind.

Im Folgenden will ich die Diskussion weiterführen, indem ich ein neues Thema ins Blickfeld rücke. Statt mich ein weiteres Mal auf die bekannten Indikatoren zu beziehen, wähle ich einen anderen Ausschnitt aus dem weiten Feld der Familienentwicklung – und zwar einen, der allein schon rein quantitativ schnell wachsende Bedeutung gewinnt, jedoch in der Familiendiskussion hierzulande noch wenig beachtet wurde. Wie man aus den internationalen Migrationsstatistiken ablesen kann, ist die Welt in Bewegung geraten, die Bevölkerung vieler Länder wird demographisch bunter gemischt. Dies gilt in besonderem Maß auch für Deutschland: Hier machen die „Ausländer“ inzwischen rund 9 Prozent der Bevölkerung aus¹. Die Folgen finden wir nicht zuletzt in der Familienstatistik. In der Rubrik „Eheschließungen“ nennt die amtliche Statistik folgende Zahlen:

1 Dass der Begriff „Ausländer“ zunehmend problematisch wird, weil das deutsche Staatsbürgerschaftsrecht selbst in seiner reformierten Fassung noch stark am Prinzip des „ius sanguinis“ orientiert ist, damit der Lebenswirklichkeit vieler Migranten nicht gerecht wird, ist in der neueren Migrationsliteratur fast schon ein Allgemeinplatz. Siehe z.B. Hradil, 1999, S. 328.

Im Jahr 1960 waren die, die in der Bundesrepublik heirateten, fast immer ihrer Staatsangehörigkeit nach Deutsche. Nur bei jeder 25. Ehe waren, wie es in der Sprache der amtlichen Statistik heißt, „Ausländerinnen oder Ausländer“ beteiligt, d.h. zumindest einer der Partner hatte einen ausländischen Pass. Im Jahr 1999 dagegen war bereits jede sechste Eheschließung in Deutschland (Ost und West) eine „von oder mit Ausländern“, d.h. Mann oder Frau oder beide waren ausländischer Staatsangehörigkeit⁹.

Ein Trend zu „transkulturellen“ Familien

Hinter diesen statistischen Daten verbergen sich, wie man bei genauerem Hinsehen erkennt, ganz unterschiedliche Paarkonstellationen. Für eine Grobgliederung reicht es, die zwei häufigsten Grundtypen zu nennen: Zum einen gibt es die binationalen Paare und ihre Familien; das sind diejenigen, bei denen einer der Partner die deutsche, der andere eine ausländische Staatsangehörigkeit hat (so etwa, wenn ein deutscher Mann eine Japanerin heiratet). Zum anderen gibt es die Migranten und ihre Familien; das sind diejenigen, bei denen beide eine ausländische Staatsangehörigkeit haben (so etwa ein Mann und eine Frau, beide türkischer Nationalität, die in Deutschland heiraten).

Bleibt nur die Frage: Was hat die Zunahme solcher Familien mit der Diskussion um Pluralisierung zu tun? Die Antwort, die ich im Folgenden entwickeln will, lautet ganz einfach: Hier geht es um mehr als nur demographische Buntheit. Vielmehr entsteht hier auch eine neue Form der Familie, die es in früheren Zeiten nur als seltene Ausnahme gab, die aber zur Gegenwart hin zunehmend häufiger wird, ja bald eine Normalform neben anderen wird. Diesen Typus will ich als „transkulturelle Familie“ bezeichnen. Das soll heißen, die Lebenswirklichkeit solcher Familien ist aufgespannt zwischen verschiedenen Kulturen und Ländern, Erfahrungen und Traditionen. Was im Binnenraum dieser transkulturellen Familien geschieht, hat seine Wurzeln nicht bloß in Deutschland und ist deshalb auch nur zu verstehen, wenn man die enge Beziehung zu dem je anderen Land mitbetrachtet. Ob über Erinnerung oder über aktuell erneuerte Bindungen: Stets gibt es nicht nur ein „Hier“, sondern zugleich auch ein „Dort“, und im Spannungsbogen zwischen den beiden entfalten sich die Biographien, Lebensformen, Identitäten der Familien und ihrer jeweiligen Mitglieder. Wie diese „Transkulturalität“ sich vollzieht, welche typischen Handlungsvorgaben und Umgangsformen daraus entstehen, das will ich im Folgenden andeuten – aufgrund des beschränkten Raums nur in exemplarischen Grundlinien, und auch nur an den binationalen Paaren und ihren Familien.

9 Für 1960 siehe Statistisches Bundesamt, 1995, S. 26; für 1999 eigene Berechnung nach Statistisches Bundesamt, Fachserie 1, Reihe 1, Tabelle 5.1: „Eheschließungen nach der Staatsangehörigkeit der Ehepartner“.

Konkurrenz der Traditionen

Bei George E. Sokolsky – einem Amerikaner polnisch-jüdischer Herkunft, der eine Chinesin geheiratet hat – findet sich ein Satz, den man das „Grundgesetz“ binationaler Ehen nennen könnte. Sokolsky schreibt in einem autobiographischen Essay: „In einer ‚gemischten‘ Ehe kann es keine Traditionen geben, weil unvermeidlich eine Assimilation oder ein Kompromiss zwischen den jeweiligen Traditionen stattfindet“³. Mit anderen Worten, in einer solchen Ehe gibt es keine Tradition im Sinne eines fraglos vorgegebenen Wegs, und zwar eben deshalb, weil mehrere Traditionsrahmen zugleich existieren. Deshalb müssen die Partner kontinuierlich entscheiden, in all den kleinen und großen Belangen ihres gemeinsamen Alltags, welche Regeln aus welcher der Traditionen sie übernehmen und inwieweit sie diese abstimmen, anpassen, umformen wollen.

Nun kann man sagen, in jeder Ehe – also auch da, wo die Partner aus demselben Land oder gar Ort kommen – müssen unterschiedliche Lebensweisen, Werte, Denkweisen, Kommunikationsformen, Rituale und Alltagsroutinen verknüpft und zu einer gemeinsamen Lebensweise, einer Ehe- und Familienwelt zusammengefügt werden. Aber dennoch zeichnen sich binationale Verbindungen durch eine Besonderheit aus. Während nämlich im einen Fall mehr die persönlichen Eigenheiten der beiden Beteiligten zu vereinbaren sind, kommen im anderen Fall noch kulturelle Unterschiede hinzu. Da sind, zumeist jedenfalls, die Herkunftswelten ferner und fremder und die Unterschiede der Sozialisationserfahrungen größer. Nehmen wir z.B. den Umgang mit Freundschaft, genauer die verschiedenen Formen des Umgangs mit Freundschaft, wie sie Sokolsky anhand seiner Erfahrung beschreibt:

Die Chinesen „sind zurückhaltende Menschen. Doch sie können warme und leidenschaftliche Freunde sein, was der Fremde vielleicht erst erkennt, wenn er in eine Notlage gerät; dann zeigen sie, wie stark ihre Zuneigung ist ... Freundschaft entwickelt sich langsam und braucht Zeit der Erprobung. Alte Schulkameraden sind vertraut wie Brüder; ein alter Lehrer hat die Stellung eines Vaters. Ein Freund des Hauses wird oft mit den innersten Angelegenheiten der Familie betraut – sogar mit der Sorge für die Ehefrau, wenn der Mann längere Zeit abwesend ist ... (In Amerika dagegen) beinhaltet Freundschaft oft weder besondere Verantwortungen oder Verpflichtungen, es geht nur um geselliges Zusammensein. Man gehört zu einer Gruppe oder Clique, und deren Zusammensetzung verändert sich ständig, die Personen und die Ausrichtung wechseln. Menschen, die in der gesellschaftlichen Hierarchie nach oben kommen, vergessen oft alte Bekannte, die da nicht mithalten können ... In einer kulturell gemischten Partnerschaft, wo zwei so unterschiedliche Vorstellungen von Freundschaft aufeinandertreffen, kommt es zwangsläufig zu Schwierigkeiten, wenn der eine Partner nicht wirklich tiefgreifend versteht, von welcher Vorstellung der andere ausgeht. Vor allem besteht die Gefahr, dass der westliche Partner nicht versteht, wieso der/die andere immer wieder alte Freunde um Rat bittet oder wieso die Beziehung zu früheren Schulkameraden immer noch so eng ist ... oder wieso man so viel Geld gibt für einen Freund, der in einer Notla-

3 Sokolsky, 1933, S. 141.

ge ist. Während der westliche Partner eher der Regel folgt, „Jeder ist für sich selbst verantwortlich“, ist für seine Frau die Gruppengemeinschaft und Gruppenverantwortung ein vorrangiger Wert“⁴.

Zu zweit eine interkulturelle Lebenswelt aufbauen

Wo die kulturellen Vorgaben so weit voneinander entfernt sind, müssen die Partner selbst Brücken basteln und bauen. Sie müssen, wie es in einschlägigen Studien heißt, die „Konstruktion einer neuen interkulturellen Wirklichkeit“⁵ leisten, eine „interkulturelle Lebenswelt“⁶ bzw. „binationale Familienkultur“⁷ schaffen. Sie bewegen sich in einem Raum, der kaum vorstrukturiert ist, da zwei unterschiedliche Welten zusammentreffen. In dieser Situation, für die es weder eine Vorbereitung noch spezifische Regeln gibt, müssen die Partner ihre eigenen Arrangements selber entwickeln.

Vieles, was sonst mehr bis minder selbstverständlich geschieht, muss hier entschieden, abgewogen, ausgewählt werden. Schaut man in einschlägige Studien, stößt man immer wieder auf ähnliche Fragen, die den Alltag vieler binationaler Paare begleiten. Zum Beispiel: Wo wollen wir leben, in deinem Land oder in meinem, vielleicht auch in einem dritten, wo keiner den Heimvorteil hat? Wollen wir für immer hier bleiben oder später in dein Heimatland ziehen? Wer hat wo welche Chancen, wer muss wo welche Belastungen tragen, wer lebt wo ungeschützt, was Rechtsstatus, Arbeitsmarkt, Alterssicherung angeht? In welcher Sprache findet die Verständigung statt, in deiner oder in meiner, vielleicht auch in einer dritten, vielleicht je nach Gelegenheit wechselnd? Welche Feste und Feiertage wollen wir feiern, wie halten wir's mit Familienbesuchen und dem weitverzweigten Familienverband, wie mit der Arbeitsteilung in der Familie? Mit welchen Erziehungsnormen sollen die Kinder aufwachsen, wollen wir sie in deiner Religion erziehen oder in meiner, mit deiner Sprache oder mit meiner? Welche Vornamen wollen wir wählen, an welche Herkunft wollen wir damit erinnern?

Keine Vorbilder

Für die in diesen Szenarium verlangten Entscheidungen gibt es keine Vorbilder. Jedes Paar geht seinen eigenen Weg, sucht seine eigenen Formen. Ob sie sich dazu entschließen, ganz der einen Kulturtradition zu folgen oder ganz der anderen; ob sie Mischformen suchen, Elemente aus beiden Traditionen verknüpfen; ob sie

4 Ebd., S. 141f.

5 Hardach-Pinke, 1988, S. 217.

6 Vgl. den Titel von Hardach-Pinke, 1988.

7 Scheibler, 1992, S. 87ff.

mehrfach probieren, vielleicht auch flexibel wechseln⁸. Dies alles hängt ab von der persönlichen Lebensgeschichte, dem gegenwärtigen Aufenthaltsort und den zukünftigen Plänen, nicht zuletzt auch von den Zwängen und Vorurteilen der jeweiligen Umwelt. (Ein deutsch-vietnamesisches Paar, das in Mecklenburg-Vorpommern lebt, ist offensichtlich anderen Fragen und Gefahren ausgesetzt als der deutsche Manager mit französischer Ehefrau, der zu den „besseren Kreisen“ von München gehört.) So lebt jedes binationale Paar seine eigene Geschichte, seine ganz eigene Version der binationalen Familienkultur.

Aber gemeinsam ist allen, dass sie sich aus der fraglosen Einbindung in eine und nur eine Herkunftskultur herauslösen müssen. In diesem Sinne sind binationale Partnerschaften in besonderem Maß moderne Beziehungen. Wie es in einer einschlägigen Studie heißt: „Sie entsprechen dem Ideal der romantischen Liebe, sie sind individualistisch“⁹. Nicht den Gesetzen von Herkunft und Heimat sind die Partner gefolgt, sondern, wie Romeo und Julia eben, dem Gesetz ihres Herzens. Oft haben sie sich gegen den Widerstand ihrer Familien durchsetzen müssen, oft auch gegen Paragraphen, Anordnungen, bürokratische Hürden. Als zwei Individuen haben sie sich füreinander entschieden, und als zwei Individuen müssen sie nun auch ihre Beziehung selber erhalten. Romeo und Julia vor einer neuen Herausforderung also: Vor die Aufgabe gestellt, für die Kontinuität ihrer Verbindung zu sorgen, und dies ganz aus eigener Kraft, ohne das Korsett traditioneller sozialer Kontrollen.

Fazit

Pluralisierung, Individualisierung, Polarisierung – das sind die Thesen, die in der deutschen Familienforschung immer wieder kontrovers diskutiert werden. Ich habe mich hier mit binationalen Paaren befasst und zu zeigen versucht, dass die Zunahme solcher Verbindungen mehr ist als nur ein quantitativer demographischer Trend. Vielmehr, so meine Argumentation, sind solche Partnerschaften auch durch eine eigene Handlungslogik gekennzeichnet. Charakteristisch ist nämlich eine Konkurrenz der Traditionen, was im Alltag immer wieder Prozesse des Auswählens und Aushandelns erforderlich macht. Dabei ist jedes Paar auf sich selbst gestellt, muss suchen, experimentieren, neue Anfänge wagen. In diesem Sinne sind binationale Paare exemplarische Vertreter jener Lebensform, die „Bastelbiographie“ heißt, oder anders gesagt: Sie sind zugleich Praktiker wie Pioniere im Prozess gesellschaftlicher Individualisierung.

8 Ebd., S. 44ff.

9 Elschenbroich, 1988, S. 366.

Literatur

- Elschenbroich, D. (1988). Eine Familie, zwei Kulturen. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.). *Wie geht's der Familie?* (S. 363-370). München: Kösel.
- Hardach-Pinke, I. (1988). *Interkulturelle Lebenswelten. Deutsch-japanische Ehen in Japan.* Frankfurt: Campus.
- Hradil, S. (1999). *Soziale Ungleichheit in Deutschland.* 7. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Scheibler, P. (1992). *Binationale Ehen. Zur Lebenssituation europäischer Paare in Deutschland.* Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Sokolsky, G. (1933). *My mixed marriage.* Atlantic Monthly, volume CLII, July-December 1933, 137-146.
- Statistisches Bundesamt (1995) (Hrsg.). *Im Blickpunkt: Ausländische Bevölkerung in Deutschland.* Stuttgart: Metzler Poeschel.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Elisabeth Beck-Gernsheim
Kochstr. 4
91054 Erlangen